

Claus-Jürgen  
Roepke

## Eine Antwort des Glaubens auf die postkommunistische Herausforderung

Der Wiederaufbau der lutherischen Kirche in  
Odessa als „Deutsches Zentrum St. Paul“<sup>1</sup>

*Ich lebte damals im Getümmel  
Odessas, dieser staub'gen Stadt,  
die viel Verkehr, viel heitern Himmel  
und einen lauten Hafen hat.  
Dort wehen schon Europas Lüfte.  
Dort streut der Süden Glanz und Düfte,  
pulsiert das Leben leichtbeschwingt ...*

Alexander Puschkin

Das Kind im Wagen hat keine Chance. Ich bummle den Hafenviale Odessas entlang. Liebespaare in sommerlicher Leichtigkeit und eine frische Brise vom Schwarzen Meer herüber. Und im Rücken das Denkmal Richelieu, der sich hier auf der Flucht vor der Französischen Revolution vor mehr als 200 Jahren eine junge und fröhliche Stadt schuf. Doch das düstere Bild geht mir nicht aus dem Sinn: Der Kinderwagen, der die berühmte Treppe hinunterrumpelt. Die Stiefel der mordenden Soldaten, die Schreie der Mütter und das viele Blut – die Anfänge der Revolution in

---

<sup>1</sup> Der Verfasser ist der Präsident des Martin-Luther-Bundes. Er leitete bis 2001 die Ökumeneabteilung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und wurde danach von der Leitung seiner Kirche zum Projektbeauftragten für das „Deutsche Zentrum St. Paul“ in Odessa bestellt. Die Diasporagabe des Martin-Luther-Bundes ist in diesem Jahr für die Jugendbibellager, Fortbildungsfreizeiten für Gemeindemitarbeitende und die Inneneinrichtung der im Wiederaufbau befindlichen St.-Pauls-Kirche bestimmt.

Russland. Eine Urszene menschlicher Ohnmacht und menschlichen Terrors ist dies und zugleich doch auch eine der großartigsten Szenen der Filmgeschichte: Sergej Eisensteins *Panzerkreuzer Potemkin* mit dieser Treppe, auf der eine Stadt stirbt und lebt. Hat die ukrainische Hafenstadt Odessa in der anhaltenden postkommunistischen Misere eine Überlebenschance im neuen Europa?

### **Eine weltoffene Stadt**

Seit mehr als fünfzehn Jahren besuche ich sie in regelmäßigen Abständen. Alexander Puschkin, den das zaristische Regime einst für anderthalb Jahre ins Abseits von Odessa verbannte, pries die Schwarzmeermetropole: „Hier atmet man Europa!“ Heute versucht Odessa angestrengt, den Anschluss an das neu sich ordnende Europa zu finden. Durch Handel einst groß geworden, boomt auch in diesen Tagen wieder das Wirtschaftsleben in der Stadt. Prachtvolle, neobarocke Stadthäuser werden restauriert, neue Electronic-Centres breiten sich aus, und mitten im Hafen erhebt sich in brutaler Klotzigkeit ein Hotel. An den Stränden dröhnen die Discos, und der Fisch auf den Tischen am Meer ist immer frisch. Parallel zum Verkehrsaufkommen steigen seit Jahren die Mieten für Büroflächen. Man gibt sich selbstbewusst gegenüber Kiew – wie schon einst gegenüber St. Petersburg und später gegenüber Moskau, teilt nicht die Schwärmerei der Kiewer für die Farbe *Orange*.

Die Stadt war schon immer ein Völkergemisch, war multinational und multikulturell, wie das heute heißt. Ein Drittel der Bevölkerung im alten Odessa waren Juden. So recht wahrhaben möchte man das heute nicht mehr. Doch die überwachsenen Gräber auf dem jüdischen Friedhof und die restaurierte Synagoge halten die Erinnerung daran fest. So wie Isaac Babels *Geschichten aus Odessa*, die der revolutionäre Träumer und gläubige Jude hier in seiner Geburtsstadt zu Papier brachte, bevor auch ihn die Revolution in einem finsternen Kellerloch erschoss.

Weltoffen wie einst präsentiert sich die Stadt nun wieder dem Besucher. Draußen an der Küste grüßt unverkennbar die Kuppel einer armenischen Kirche. Die Schwarzmeerfähren nach Istanbul laufen wieder aus, und Hotelschiffe legen an, um ihre Kreuzfahrer für einen Tag in die Stadt zu pressen. In der Stadtmitte prunkt in orientalischer Pracht das Islamische Zentrum. Und mitten in der Fußgängerzone boomt das neu errichtete Griechische Zentrum mit seinen Läden und Restaurants. Nur der Turm von St. Paul ragt noch immer als Ruine über die Dächer. Ob denn ausgerechnet die Deut-

schen für die Wiederherstellung ihrer alten Kirche kein Geld haben? So werde ich seit Jahren im Rathaus und auf den Straßen gefragt. „Wenn die Potemkin-Treppe die Visitenkarte Odessas ist, Richelieu das Symbol Odessas und die Oper der Stolz Odessas, dann ist die lutherische Kirche der Schandfleck Odessas.“ So stöhnte noch im Herbst 2005 die führende Architektenzeitung der Stadt.

Doch schon wenige Wochen später jubelte Odessas Tageszeitung mit der Schlagzeile: „Die *Kircha* wird wieder aufgebaut! Na endlich! Und das ist kein Scherz!“ Das war am Tag nach der feierlichen Eröffnung der Baustelle. Nein – bei St. Paul handelt es sich nicht um irgendein Gotteshaus an den Gestaden des Schwarzen Meeres. Die Kirche war – neben der Petri-Kirche in St. Petersburg und der Peter-und-Pauls-Kirche in Moskau – die dritte große Kathedrale des Luthertums im alten Russland. „*Unsre Kircha*“ sagen die Odessiten stolz. Ein Symbol ist sie – für diese Stadt, die nicht kleinzukriegen ist. Für Kultur, Weltoffenheit und Bildung ihrer Bürger. Für die Ökumene in ihrer vielfältigen Ausprägung. Und für das Luthertum im russischen Umfeld zwischen St. Petersburg und dem Kaukasus.

## **Die deutsche Präsenz im alten Odessa**

Die evangelischen Gemeinden entlang der nördlichen Schwarzmeerküste gehen auf die Ansiedlung deutscher Kolonisten zurück, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Zar Alexander I. ins Land gerufen wurden. Nach dem russisch-türkischen Krieg war Russland im Süden ein ausgedehnter, kaum besiedelter Landstrich zugefallen. Zunächst waren es vor allem Bauern und Handwerker aus Deutschland, die der Einladung des Zaren folgten und sich hier in Neurussland niederließen. So entstanden zahlreiche große deutsche Dörfer. Dabei entwickelte sich Odessa – 1794 gegründet – rasch zum Lebens- und Kulturzentrum der Region. In diesem Schmelztiegel der Sprachen und Kulturen spielten die Deutschen von Anfang an eine führende Rolle. Sie verwandelten nicht nur die Steppe in blühendes Ackerland, führten den Weinbau ein und entwickelten die Herstellung von Seide und Tabak. In der Stadt stellten sie die ersten Optiker, Waffenschmiede, Apotheker und Goldschmiede. Deutsche bauten als Fabrikanten neuartige Industriezweige auf und prägten als Architekten das Stadtbild. Sie wirkten als international anerkannte Wissenschaftler an der Universität und legten den Grundstein für ein Konservatorium. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten allein in der Stadt Odessa mehr als 10 000 Deutsche.

Die ersten evangelischen Gottesdienste fanden in Odessa um 1801 – vermutlich noch ohne Pastor – in einer Wohnung statt. Auf Bitten Richelieus entsandte der Zar 1803 Johann Heinrich Pfersdorff als ersten lutherischen Geistlichen. Er ließ sich in der Kolonie Großliebental vor den Toren der Stadt nieder, wo 1806 auch das erste evangelische Gotteshaus errichtet wurde. Da sich aber die rasch wachsende Stadtgemeinde vernachlässigt fühlte, erhielt sie 1811 mit Carl August Böttcher ihren ersten eigenen Pastor. Dieses Jahr gilt auch als Gründungsjahr der Gemeinde.

Böttcher machte sich energisch an den geistlichen Aufbau in Odessa. Er schuf ein neues Gesangbuch. Für die geistliche Versorgung der Landgemeinden rief er Prediger der Baseler Missionsanstalt ins Land, bildete aber auch selber junge Männer als „Kirchendiener“ für die Dörfer aus. Und schließlich wurde unter ihm die erste lutherische Kirche in Odessa gebaut und 1827 bei der Einweihung nach dem Apostel Paulus benannt. Sie war am höchsten Punkt der Stadt errichtet worden, dort, wo sich noch heute der Nachfolgebau erhebt.

Unter dem zweiten Pastor Karl Fletnitzer wurden freilich auch die Probleme der bunt zusammengewürfelten Gemeinde erkennbar. Immer häufiger musste auf den Synoden über die Umbildung der Landbevölkerung sowie die Unkirchlichkeit und den „sittlichen Zustand“ der städtischen Gemeinde geklagt werden: „Leider ist der größte Teil der Gemeinde tot am inwendigen Menschen und zwar so, dass sie nicht nur in Stumpfheit, Gleichgültigkeit, Mammondienst und grober Unwissenheit dahinleben, sondern auch durch offene, ärgerliche Sünden in immer tiefere geistige Finsternis versinken.“

Fletnitzer beließ es nicht bei der Klage, sondern stellte sich den Herausforderungen. Er gründete in Odessa ein Lehrerseminar. Die kirchliche Elementarschule wurde unter ihm zu einer sechsklassigen Mittelschule ausgebaut, die später als „Deutsche Realschule St. Pauli“ bis ins 20. Jahrhundert weitergeführt wurde. Auch die Anfänge einer diakonischen Arbeit fallen mit der Einrichtung einer Armenpflege in seine Zeit.

Mit Herbord Bienemann erhielt die Gemeinde 1868 erneut einen außerordentlich tüchtigen Pastor, der fast drei Jahrzehnte in Odessa wirkte. Unter ihm wurde das *Pfründhaus* neben der Kirche gebaut, das ehemalige Altersheim, das einzige der alten Gebäude, das bis heute erhalten ist und seit 2002 als Gemeindezentrum dient. Ihm gelang es sogar, für den Ausbau der Sozialarbeit im fernen Neuendettelsau einige Diakonissen für Odessa zu gewinnen. Nun expandierte die kirchliche Arbeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Rund um die Kirche entstanden ein Armenhaus und ein Waisenhaus, weitere Schulgebäude sowie Wohnhäuser für Pastoren, Lehrer und den Kantor. Es musste sogar mit Gustav Becker ein zweiter Pastor als

Rektor der *Barmherzigkeitsanstalten* angestellt werden. 1892 krönte Biemann sein segensreiches Wirken mit der Gründung eines evangelischen Krankenhauses und der Erarbeitung einer Geschichte der evangelischen Gemeinden in der Südukraine.

So präsentierte sich die lutherische Gemeinde der Stadt am Ausgang des 19. Jahrhunderts mit ihrem breit gefächerten Bildungs- und Sozialwesen als eine ausgesprochen stabile und hoch anerkannte *community* in Odessa. Als sich herausstellte, dass die Kirche baufällig war und für die wachsende Gemeinde zu klein, scheute man sich nicht, sie abzureißen und an ihrer Stelle einen Neubau zu errichten. Damit wurde der Architekt Hermann K. Scheu-rembrandt beauftragt, der schon andere repräsentative Gebäude in Odessa geplant hatte. Seine Vorbilder suchte er in den neoromanischen Gotteshäusern Deutschlands mit ihrer Aufnahme von Elementen der rheinischen Spätromanik. Am 1. November 1897 wurde die neue Kirche eingeweiht. 7000 Mitglieder zählte die Gemeinde damals. Die neue St.-Pauls-Kirche entstand in nur zwei Jahren und kostete etwa 130 000 Rubel. Sie besaß eine große Orgel – eingebaut von der berühmten Orgelbaufirma Walker in Ludwigsburg. Mit dem Glockenturm – damals dem höchsten Turm der Stadt – und den zwei Türmen über der Apsis sowie einem Fassungsvermögen von 1200 Menschen zeugt dieser Bau vom Selbstbewusstsein der Deutschen in Odessa. Dieses kann noch heute erspüren, wer in der gut erhaltenen Ruine dem Leben derer nachsinnt, die hier einst ihre Gottesdienste feierten.

### **Ein vorläufiges Ende in Terror und Brandstiftung**

Der *Erste Weltkrieg* stürzte die Deutschen Odessas in schwere innere Konflikte. Sie fühlten sich als Deutsche, wussten sich aber zugleich verpflichtet, ihr Vaterland Russland gegen Deutschland zu unterstützen. Propst Daniel Steinwand richtete hinter der Kirche ein Lazarett ein und sammelte für die Verwundeten. Dies nützte freilich wenig. Man misstraute den Deutschen. Der Gebrauch der deutschen Sprache im Gottesdienst wurde verboten und der lutherische Friedhof enteignet. Nach der Februarrevolution 1917 tobten in der ganzen Stadt blutige Machtkämpfe zwischen den *Weiß*en und den *Roten*, die auch das kirchliche Leben zeitweise zum Erliegen brachten. 1918 erlebte die Stadt eine halbjährige deutsche Besatzung. Später kreuzten vor der Küste britische und französische Flottenverbände. Nach dem endgültigen Sieg der Bolschewiken begann der Terror des Geheimdienstes zu wüten. Im Altersheim neben der Kirche quartierte sich eine Gruppe ehemaliger deut-

scher Kriegsgefangener ein, die als kommunistische Gruppe mordend durch die eigenen Dörfer zog. Und im Winter 1921/22 wütete schließlich durch Stadt und Land eine verheerende Hungersnot.

In den zwanziger Jahren wurde dann auch in Südrussland die antireligiöse Gesetzgebung der Kommunisten planmäßig umgesetzt. So tauchte 1922 eine kleine Sonderkommission in der St.-Pauls-Kirche auf und sammelte die wertvollen silbernen Abendmahlsgeschäfte und die mit Silber beschlagene Altarbibel ein. Immerhin konnte Pastor Georg Schilling noch bis 1933 als Geistlicher in Odessa und als Propst für Südrussland tätig sein. Nach 1937 traf der Kampf Stalins gegen jede Form von Religion aber mit voller Wucht auch die Lutherische Kirche Russlands. Friedrich Merz, der nach der Oktoberrevolution als Vikar in Odessa gewirkt hatte, verschwand 1930 im Arbeitslager auf den Solovki-Inseln im Weißen Meer, wo er 1934 an Flecktyphus starb. Und der letzte Pastor an St. Paul, Karl Vogel, wurde 1937 in Odessa verhaftet und zu zehn Jahren Arbeitslager ohne Schreiberlaubnis verurteilt. In einem Lager Sibiriens soll er 1943 umgekommen sein – einer der zahlreichen Märtyrer unter den lutherischen Pastoren Russlands. Tausende von Deutschen teilten in diesen Jahren – sofern sie nicht rechtzeitig hatten fliehen können – sein Schicksal der Verschleppung und des anonymen Sterbens.

Zehn Tage vor der Einnahme Odessas durch die Deutschen erschossen die Sowjets im Oktober 1941 in einem Keller noch eine letzte Gruppe von 23 Deutschen wegen „konterrevolutionärer Propaganda und Spionage für die Faschisten“. So lautete der allgemeine, nie näher begründete Vorwurf. Unter den Ermordeten befand sich auch ein 70-jähriger Greis – Theophil Richter, Lehrer am Konservatorium und Kantor an St. Paul, der freilich schon längst als „Kultdiener“ das Recht verloren hatte, die sowjetische Jugend zu erziehen, und nun im Opernorchestra untergeschlüpft war. Bei dem alten Mann handelte es sich um den Vater des begnadeten Pianisten Swatoslaw Richter.

Während des *Zweiten Weltkrieges* konnte das kirchliche Leben – unter der rumänischen und deutschen Besatzung – noch einmal kurz aufblühen. 1942 fand in der St.-Pauls-Kirche eine letzte Konfirmation statt. Der siebenbürgisch-sächsische Pfarrer Hermann Binder hielt sie, und zwei alte Gemeindeglieder in Odessa können sich daran noch heute erinnern. Im Ende dieses von Deutschland angezettelten großen Krieges ging dann das einst blühende kirchliche Leben der Schwarzmeerdeutschen endgültig unter. Das Eigentum wurde beschlagnahmt, die Gotteshäuser in Clubs oder Lagerhäuser umfunktioniert, Schulen und Krankenhäuser verstaatlicht. Auch aus Odessa war für die nächsten 50 Jahre der lutherische Glaube verschwunden.

Die St.-Pauls-Kirche im Zentrum der Stadt freilich überdauerte den Stalinterror erstaunlicherweise. Zunächst wurde sie als Fernsehstudio genutzt und

1957 der Telekommunikationsgesellschaft zur Verwaltung übertragen. Die baute sie als Turnhalle um. Und errichtete in der früheren Apsis die Sanitäranlagen – die WCs genau dort, wo sich einst der Altar befunden hatte. Das war übliche Praxis auch bei den entweihten orthodoxen Gotteshäusern, ein subtiler Affront des herrschenden Atheismus. Da sich in der Folgezeit niemand um das Gebäude kümmerte, versickerten die Abwässer, und die aufsteigende Feuchtigkeit fügte dem Mauerwerk erheblichen Schaden zu. An einigen Stellen sanken die Fundamente ein, erste Risse zeigten sich. Den Machthabern war dieser langsame Zerfall des deutschen Erbes nicht recht. So wurde der Abriss der Kirche in die Wege geleitet. Man plante an ihrer Stelle ein neunstöckiges Studentenwohnheim für das benachbarte Institut.

Doch etwas Erstaunliches geschah: Die Odessiten waren nicht bereit, diesen „Mordversuch an ihrer *Kirche*“ – so die Wochenzeitung von Odessa im November 2005 – widerspruchslos hinzunehmen. Es kam zu Petitionen, Aufrufen und Demonstrationen. Die Studenten des benachbarten Konservatoriums schoben sogar nachts Wache vor der Kirche, um deren Abbruch zu verhindern. Sie hatten Erfolg. 1971 empfahl die Architektenvereinigung, das Gotteshaus auf die Liste der zu schützenden Baudenkmäler zu setzen – was freilich erst 1979 zum Erfolg führte.

In der Zwischenzeit schlugen in der Nacht vom 9. auf 10. Mai 1976 lichterloh Flammen aus den Türmen in den Himmel über Odessa. In einem verheerenden Feuersturm wurde das gesamte Innere des Gotteshauses vernichtet. Anschließend stürzte der Dachstuhl ins ausgebrannte Gemäuer. Nach Augenzeugenberichten dauerte das Löschen länger als einen Tag. Als Ursache wurde Brandstiftung festgestellt. Bis heute kursieren in Odessa die unterschiedlichsten Gerüchte dazu: Waren hier Kommunisten am Werk, denen die Bewahrung der Kirche ein Dorn im Auge war? Oder Kriminelle, die mit der Brandstiftung Straftaten vertuschen wollten?

Nach den Aufräumarbeiten entschied der Stadtrat, die Ruine dem Konservatorium zur weiteren Nutzung zu übergeben. Das plante den Wiederaufbau als Konzertsaal. Und die Odessiten setzten sich erneut für ihre *Kirche* ein. Es wurden Benefizkonzerte veranstaltet, man errichtete einen Baufonds und organisierte Arbeitseinsätze. Und tatsächlich konnte die Ruine durch den Einbau von Stahlgerüsten vor dem weiteren Verfall gerettet werden. Da setzte freilich schon die Agonie der Sowjetherrschaft ein, und so kamen diese Arbeiten gegen Ende der achtziger Jahre zum Erliegen. Obdachlose schlüpfen jetzt nachts in die Keller, Jugendliche trafen sich hier zu Saufgelagen, und ab und zu stürzte ein großer Brocken von oben in die Büsche der gespenstig leeren Ruine. Was sollte aus dem einstigen Wahrzeichen der Stadt werden?

## Die Wiedergeburt der lutherischen Gemeinde in Odessa

Im Zerfall der Sowjetunion und der Entstehung des selbständigen Staates Ukraine änderte sich zunächst die Situation für die nationalen Minderheiten. Den verbliebenen und aus Kasachstan zurückgekehrten Ukrainedeutschen wurde nach 1990 die Gründung kultureller Vereinigungen gestattet. Hier in der *Wiedergeburt* begannen die Menschen – vor allem in der Weihnachtszeit – zu fragen: „Da war doch noch was!? Unsere Eltern haben mit uns Lieder gesungen und gebetet. Es gab Pastoren, und wir hatten eine Kirche.“ Auf diese Weise entstand auch in Odessa neu eine kleine lutherische Gemeinde. Denn mit der Wende hatte sich auch die Einstellung der Macht-haber zur Religion verändert.

Fünf Nachkommen der Deutschen ließen am 16. Oktober 1990 bei den Behörden eine religiöse Gemeinschaft offiziell registrieren – die erste lutherische Gemeinde in der Ukraine nach einem halben Jahrhundert! Jurij Petrowitsch Schäfer, eines der Gründungsmitglieder, sagt heute: „Als ich aus dem Lager zurückkehrte, sah ich zum ersten Mal eine richtige Kirche. Es war er-greifend. Die Feuermale und Spuren der Zerstörung an ihren Wänden waren für mich wie ein Symbol unseres Schicksals. Aber nun ist es mein Traum, unser Gotteshaus in all seiner Erhabenheit und strengen Schlichtheit wieder auf-gebaut zu sehen.“ Dafür kämpft Jurij Petrowitsch seit nunmehr 16 Jahren.

Zu Weihnachten feierte die Gemeinde in einer Schule den ersten „richti-gen“ Gottesdienst mit dem jungen Prediger Viktor Gräfenstein, der mit einer ganzen Gruppe lutherischer Christen aus Kasachstan nach Odessa um-gesiedelt war. Und noch im Gründungsjahr nahm man Kontakt auf zum lu-therischen Bischof Harald Kalniņ im fernen Riga. Unter ihm kam es 1992 zur Gründung der *Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Ukraine* (DELKU). Diese Gründung vollzog sich freilich unter teilweise chaotischen Umständen.

An einem winterlichen Januarwochenende versammelten sich die Vertre-ter der vier bereits registrierten Gemeinden aus Odessa, Kiew, Lemberg und Dnepropetrowsk im angemieteten kalten Saal eines Kiewer Instituts. Im Gefolge des greisen Bischofs aus Riga waren allerdings auch abenteuerliche Gestalten angereist – ein verkleideter Martin Luther etwa, ein junger Em-porkömmling, der sich flugs zum neuen ukrainischen Bischof weihen lassen wollte, und ein Schallplattenproduzent, der die verstörten ukrainischen Neu-christen für seine Geschäfte zu instrumentalisieren versuchte. Partielle Un-übersichtlichkeit und Verwirrung der Gemüter hatte ja schon – wenn man der Pfingstgeschichte glaubt – die Gründung der Kirche in Jerusalem be-stimmt. Doch die Vertreter der streng lutherischen Brüdertradition, die die

Bibel noch kannten und die alten Lieder anstimmen konnten, behielten den Durchblick. Und so übernahm Viktor Gräfenstein mit dem Segen des Bischofs aus Riga die Leitung der DELKU und wurde auch als erster Pastor der neuen Gemeinde in Odessa bestätigt.

Zum Selbstverständnis der lutherischen Kirche in der Ukraine heißt es in dem später noch einmal überarbeiteten Statut, sie gehöre „zu der einen, heiligen, christlichen und apostolischen Kirche, die unser Herr Jesus Christus gestiftet und durch seine Boten, die Apostel, für alle Völker bis zur Vollendung des Reiches Gottes gegründet hat. Sie weiß sich berufen, diese Botschaft, das Evangelium, zu bewahren und weiterzutragen, zur Ehre Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Und über die Bekenntnisgrundlagen heißt es in diesem Statut, die Kirche wisse sich „gebunden an die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments als die einzige Quelle und unfehlbare Norm allen kirchlichen Lehrens und Handelns und an das Apostolische, das Nizänische und das Athanasianische Glaubensbekenntnis der Alten Kirche sowie an das Bekenntnis der Lutherischen Kirche, insbesondere die Augsburgische Konfession und den Kleinen Katechismus Luthers, weil sie darin die lautere Wiedergabe des Wortes Gottes sieht“.

Trotz dieser steilen Formulierungen kam es in den Folgejahren vor allem in Odessa, wo jetzt die Kirchenleitung saß, zu schweren Zerwürfnissen zwischen der Mehrheit der Gemeinde und Superintendent Viktor Gräfenstein. Der junge Prediger kam aus der Brüdertradition, die in den Verfolgungsjahren der Sowjetzeit den Glauben treu bewahrt hatte und ihn nun rigoros festgehalten wissen wollte. Manches im Leben der neu gegründeten Gemeinden auch in Kiew und an anderen Orten erschien der Brüdertradition zu liberal. So trennte sich Viktor Gräfenstein 1995 von der DELKU und gründete eine eigene lutherische Brüdergemeinde.

Ungeachtet dieser geistlichen Krise und einer anhaltenden Auswanderung von Deutschen in die Heimat der Vorfahren wuchs die Gemeinde in Odessa. Zeitweise zählte sie an die 500 eingetragene Mitglieder. Die aus Bayern entsandten Pastoren und Bischöfe – vor allem Walter Klinger aus Nürnberg, der Lippische Pfarrer Jörn Schendel, der ehemalige Neuguinea-Missionar Gerd Sander und Edmund Ratz, heute lutherischer Erzbischof in St. Petersburg – bemühten sich von Odessa aus in den neunziger Jahren erfolgreich um den geistlichen Wiederaufbau der Gemeinde und der neu gegründeten DELKU.

Notwendig erschien eine ganz elementare Verkündigung, die das weithin verschüttete geistliche Wissen wieder freilegte. Aber auch die Verdeutlichung des lutherischen Glaubens in einer von der Orthodoxie geprägten geistigen Welt. Erforderlich wurden die Zurüstung von Laien als Prediger

und Gemeindeleiterinnen und die theologische Qualifizierung der wenigen ukrainischen Pastoren. In der Gemeinde in Odessa entstand eine erste Gottesdienstordnung, die sich wieder an der lutherischen Tradition orientierte. Auch Gemeindepartnerschaften blühten auf. Die Gemeinden begannen allmählich, ihre eigene diakonische Verantwortung zu entdecken. Und an den sommerlichen Gestaden des Schwarzen Meeres tummelten sich in evangelistisch geprägten Bibellagern jedes Jahr Hunderte von jungen Menschen. Für vieles von dem, was heute in Odessa selbstverständlich zum Gemeindeleben gehört, wurde in diesen Jahren der Grund gelegt.

Dabei vollzog sich ohne heftige Grundsatzdiskussionen allmählich der Übergang von der deutschen in die russische Sprache. Ein solcher Übergang muss gewollt, aber auch behutsam gestaltet sein. Nur mehr die alten Mitglieder der *Wiedergeburt* verstehen und sprechen Deutsch. Umgangssprache nicht nur in den Jugendlagern ist inzwischen das Russische. Die Gottesdienste in Odessa werden daher zweisprachig gefeiert; auch bei den Liedern aus dem *Martin-Luther-Bund* gedruckten Gesangbuch werden die Strophen abwechselnd in Deutsch und Russisch angestimmt. Zwar will die DELKU laut Synodenbeschluss auf keinen Fall auf die Bezeichnung *Deutsch* in ihrem Namen verzichten. Doch sie versteht dies als Rückkoppelung an ihre Tradition in einem multinationalen Land – lutherische Kirche in und für die Ukraine will sie in erster Linie sein, eine Kirche allerdings, die sich den Glaubenseinsichten der deutschen Reformation verpflichtet weiß.

### **Das langjährige Ringen um das geschichtliche Erbe**

Während an anderen Orten der Ukraine die neu gegründeten lutherischen Gemeinden schon längst wieder in ihrer zurückgegebenen und renovierten Kirche oder in einem angekauften kleinen Gemeindezentrum zusammenkommen konnten, verfügte die Gemeinde am Ort der Kirchenleitung bis 2002 über keine eigenen Räume. Zehn Jahre lang wanderte man in Odessa sonntags mit Bibel und Kelch, Kreuz und Kerzenleuchter durch angemietete Kultur- und Schulsäle. Für den geistlichen Gemeindeaufbau erwies sich dies oft als hinderlich – zwischen Kinoklappsitzen kniet sich's schlecht zum Empfang des heiligen Abendmahles, und im abgestandenen Rauch vom Vorabend lässt sich das Lob Gottes nur schwer antimmen. Der Glaube braucht die Beheimatung, auch im vertrauten und gestalteten eigenen Raum.

Das war schon Viktor Gräfenstein bewusst, der nach Rücksprache mit der bayerischen Partnerkirche und einem förmlichen Beschluss seiner Synode

bereits 1992 den Antrag auf Rückgabe der Immobilien der Vorgängergemeinde stellte. Grundlage dafür war ein Erlass des damaligen Präsidenten „Über dringende Maßnahmen nach der endgültigen Überwindung der negativen Folgen der totalitären Politik der ehemaligen Sowjetunion in Beziehung auf die Religion und die Wiederherstellung der verletzten Rechte der Kirchen und religiösen Organisationen“. Hinter dieser wunderbar gewundenen Proklamation verbarg sich nicht weniger als die Entscheidung, allen Kirchen ihr früheres Eigentum zurückzuerstatten, auch Gebäude, „die sich im Staatseigentum befinden und zweckwidrig verwendet werden“.

In den Jahren von 1993 bis 1997 fassten dann diverse Behörden in Staat, Stadt und Denkmalschutz immer neue Beschlüsse zur Übergabe der Kirchenruine und des ehemaligen Altersheimes an die Gemeinde. Dabei hieß es unmissverständlich: „Mit der Übereignung des städtebaulichen und architektonischen Denkmals der Kirche des Heiligen Paulus übernimmt die lutherische Religionsgemeinschaft der Stadt Odessa die Verantwortung für die ordnungsgemäße Nutzung des Gebäudes, die Durchführung der Reparatur- und Restaurierungsarbeiten sowohl im Inneren als auch an der Fassade des Denkmals, sowie die Verantwortung für die nötigen Versorgungseinrichtungen des gesamten Denkmalsbereiches innerhalb der Grundstücksgrenzen.“ Mit anderen Worten: Der Staat trennte sich von der inzwischen einsturzgefährdeten Ruine und dem maroden alten Wohnhaus, zu dem das frühere Altersheim inzwischen verkommen war – nicht aber von dem Grundstück, das weiterhin im Staatseigentum verblieb. Er übergab die Immobilie der Gemeinde – anders als es zunächst scheinen könnte – nicht als Eigentum, sondern nur zur Nutzung. Und er verpflichtete die Gemeinde zum Wiederaufbau der Kirche auf eigene Kosten. So also wurde der scheinbar so kirchenfreundliche Präsidentenerlass *de facto* – übrigens auch im Umgang mit der orthodoxen Kirche – gehandhabt.

Dass sich die kleine Gemeinde damals auf dieses „Angebot“ einließ, kann man im Rückblick nur als eine sehr mutige Entscheidung des Glaubens bezeichnen. Denn in einigen anderen Städten – etwa in Lemberg oder Shitomir – riskierten die neu gegründeten Gemeinden es nicht, die alten und gut erhaltenen Gotteshäuser zurückzufordern. So ermöglichten sie den Baptisten den Zugriff auf die früheren lutherischen Kirchen dort. Was im heutigen ökumenischen Miteinander allerdings in der DELKU niemanden mehr betrübt. In Odessa jedenfalls setzte man auf Gott und die Bayern und deren hoffnungsvoll-gelassene Parole: „Schau mer mal, dann säng (sehen) ma scho.“

Die Akten der Übergabeverhandlungen füllen heute im Büro von Jurij Petrowitsch Schäfer mehrere Ordner und auch im Aktenbestand des Landeskirchenamtes in München – zusammen mit den deutschen Übersetzungen –

eine halbe Schrankwand. Im Jahr 1997 endlich bestätigte die Stadtverwaltung die Übergabe der Gebäude und des Grundstücks zur Nutzung, legte aber gleichzeitig für das Grundstück einen Pachtvertrag vor. Außerdem sprach sie energisch die Erwartung aus, dass die DELKU – die inzwischen in die Verpflichtung der Gemeinde eingetreten war – mit dem Wiederaufbau der Kirchenruine beginne.

In dieser heiklen Situation bewährte sich erneut – und nun mit weit reichenden Folgen – die Partnerschaft zwischen den lutherischen Kirchen in der Ukraine und in Bayern. Die Gründe für diese Partnerschaft sind übrigens so kurios, dass sie es verdienen, nicht in Vergessenheit zu geraten. Hinter ihr standen nämlich keineswegs langfristige strategische Überlegungen auf der Ebene der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) oder in Gremien abgesicherte kirchen- oder konfessionspolitische Beschlüsse. Franz Josef Strauß hatte aufgrund einer seiner Spontanideen eine Landespartnerschaft zwischen Bayern und der Ukraine ausgerufen. Und in deren Gefolge schossen eine Reihe von Städtepartnerschaften aus dem Boden – zwischen Kiew und München etwa, Nürnberg und Charkow sowie Regensburg und Odessa. Die evangelischen Gemeinden in diesen bayerischen Städten brachten sich in die kommunalen Partnerschaften ein und nötigten ihre Ökumeneabteilung im Münchner Landeskirchenamt, ebenfalls in dieses Netzwerk einzusteigen. So kam es, dass die bayerischen Schwestern und Brüder schon bei der Gründungssynode 1992 in Kiew Pate standen. Erst nachträglich wurde dies alles dann auch mit der EKD und dem neuen Erzbischof in St. Petersburg, Professor Dr. Georg Kretschmar, festgezurrt.

In einem intensiven Gedankenaustausch in ihrer Synode und mit der bayerischen Partnerkirche entschied die DELKU 1997 – anders als vom Staat gewünscht –, dem Umbau des ehemaligen Altersheimes Priorität zu geben vor dem Wiederaufbau der Ruine. Da mag die Angst vor den immensen Kosten durchaus auch eine Rolle gespielt haben. Vorherrschender Grund war aber die anhaltende Raumnot der Gemeinde in Odessa, die einen Gottesdienstraum benötigte, und der Leitung der DELKU, die ein Zentrum für ihre gesamtkirchlichen Aktivitäten brauchte.

Das ehemalige Altersheim neben der Kirchenruine war nach der Enteignung in der Sowjetzeit in 15 Kleinstwohnungen aufgeteilt worden. In diesen Kommunalwohnungen hausten 20 Familien mit insgesamt 50 Menschen. Die Stadt betrachtete es natürlich nicht als ihre Aufgabe, bei deren Ausquartierung in irgendeiner Weise behilflich zu sein. So sah sich also die DELKU bzw. ihr Partner in Bayern gezwungen, zunächst einmal für diese Mieter neue Wohnungen zu suchen – und zu zahlen! Dieser Freikauf des Gebäudes zog sich über zwei Jahre hin, und die bayerische Landeskirche – man darf es

eigentlich nicht verschweigen – wurde dabei auch gewaltig über den Tisch gezogen. Nachdem die Hälfte der Wohnungen frei war, verschwand die Maklerin eines Tages über Nacht mit dem Vorschuss für die weiteren Freikäufe. Das waren immerhin mehr als 100 000 Mark. Die Polizei erwischte sie zwar, aber die Gelder waren längst in Israel und Kanada in Sicherheit gebracht worden, und die Dame präsentierte sich dem Gericht als ganz und gar mittellos. Bei ihrer ersten Begegnung mit dem ukrainischen Sumpf war die Kirche also jämmerlich eingebrochen. Sie hat daraus gelernt und bemüht seitdem lieber vorab Juristen zur Abklärung von Einzelheiten.

In zweijähriger Bauzeit konnte das heruntergekommene Gebäude dann total umgebaut werden. Es enthält jetzt im Erdgeschoss einen großen Gottesdienstsaal mit weiteren Nebenräumen für Bibelstunde, Kindergottesdienst und die diakonische Arbeit. Im ersten Stock befinden sich der Konferenzsaal, eine gemütliche Bibliothek und die Büroräume der DELKU-Kirchenleitung sowie das Pfarrbüro. Außerdem wurden zwei Pfarrwohnungen für den Bischof und den Ortspfarrer vorgesehen. Auch die Kellerräume wurden ausgebaut sowie eine Küche mit Speisesaal eingerichtet. Zunächst auf Ablehnung stieß dagegen bei den Münchnern der Vorschlag von Bischof Ratz, den alten Dachboden als Gästezimmertrakt auszubauen. Doch Ratz wies nachdrücklich auf die Funktion des Hauses als Zentrum gerade auch für die gesamtkirchlichen Fortbildungskurse, Seminare und Tagungen der DELKU hin. Und auf die Unterhaltskosten, die man mit der Einladung an deutsche Besuchergruppen hier erwirtschaften könnte. In diesem Sinn hat sich das Kirchenzentrum St. Paul seit seiner Einweihung im Herbst 2002 bestens bewährt. Doch was sollte aus der St.-Pauls-Kirche werden, dem „Schandfleck“ Odessas?

### **Erste Überlegungen zum Wiederaufbau der St.-Pauls-Kirche**

Dass die *Kircha* wieder aufgebaut werden muss, stand in Odessa immer und für alle fest. Doch in Bayern hielt man dies zunächst für eine verrückte Idee. Wie sollte eine klein gewordene Gemeinde je eine so große Kirche nutzen und unterhalten können? Müssten die Partner nicht vorrangig ganz andere Projekte finanziell fördern – die missionarische Verkündigung etwa, Jugendevangelisationen und die Qualifizierung einheimischer Prediger? So wurde skeptisch gefragt, einerseits.

Andererseits musste die spezielle Situation vor Ort bedacht werden. Vom Symbolwert des Gotteshauses – der alten „Kathedrale der Schwarzmeer-

deutschen“ – war schon die Rede. Sollte die Ruine von St. Paul neben der prachtvoll neu errichteten orthodoxen Kathedrale auf immer den Niedergang des evangelischen Glaubens in Odessa markieren? Durfte man jetzt, wo die Ukraine mit aller Kraft in das neue Europa drängte, das deutsche Erbe einfach dem Abriss preisgeben? Und könnte nicht die wiedererstandene lutherische Kirche im Zentrum der Stadt eine unübersehbare Einladung zum Glauben sein – an Menschen, deren Seelen im Kommunismus beschädigt worden waren und die nun im modernen Turbokapitalismus den inneren Halt zu verlieren drohten?

Wie sich Gott gegen den Kleinglauben seiner Leute durchzusetzen vermag, hat die Christenheit zuletzt in einigen anderen Metropolen Europas erleben können. Als entgegen allen Unkenrufen noch zur DDR-Zeit der Berliner Dom restauriert wurde – heute das viel besuchte gottesdienstliche Zentrum der neuen Hauptstadt. Oder als der gewaltige Bau der Erlöserkirche in Sichtweite des Moskauer Kremls neu erstand – täglich von Hunderten von Gläubigen und Ungläubigen aufgesucht, die hier im Kerzenschein die Nähe des Heiligen suchen. Und zuletzt als die Dresdner Frauenkirche gegen alle anfängliche bischöfliche Skepsis mit Millionen Euro hochgezogen wurde – seit ihrer Einweihung Sonntag für Sonntag in allen Gottesdiensten und Konzerten überfüllt. „Nicht in Steine, sondern in Menschen investieren!“, tönt es in so manchem kirchlichen Entscheidungsgremium. Aber Kirchengebäude haben im Seelenhaushalt der Menschen offenbar einen besonderen, auf Langzeitwirkung angelegten Stellenwert. Den zu erspüren fällt manchem nicht leicht in einem Land, das eher über zu viele als zu wenige Gotteshäuser verfügt.

Wenn man die „verrückte Idee“ weiterverfolgen wollte, musste ein Konzept her. Man ging die Sache in Odessa und München behutsam an. Zunächst gab die bayerische Landeskirche 1993 bei einem Coburger Ingenieurbüro eine eigene Untersuchung über den Bauzustand der Kirchenruine in Auftrag. Sie kam zu dem Ergebnis, dass eine Sanierung des Bauwerks „faktisch möglich und wirtschaftlich vertretbar“ sei.

Zur selben Zeit entdeckte das Kiewer Institut „Ukrprojekt Restawrazija“ das Projekt für sich. Man witterte hier natürlich für die Zukunft deutsches Geld. Ich erinnere mich noch genau an das erste Auftauchen einer Mitarbeiterin des Instituts in Odessa und an ihre wortreiche Präsentation der vorgesehenen Restaurierung. Da sollte die gesamte neugotische Inneneinrichtung aus Holz neu erstanden und an der Außenfassade noch das kleinste neoromanische Kapitälchen. Die aufwendigen Schönzeichnungen – das Zeitalter der Computervisualisierungen war noch nicht angebrochen! – wurden emsig auf den Tischen ausgebreitet. Finanzielle Fragen sprach niemand an,

nachdem sich herausgestellt hatte, dass das Kiewer Institut arm wie eine Kirchenmaus ist und der Staat nicht daran dachte, eine einzige Kopeke in das Projekt zu stecken.

Die Deutschen begannen zu ahnen, wie man hierzulande mit alter Bau- substanz umgeht und was man unter Restaurierung versteht. Auch wer mit offenen Augen durch die Straßen Odessas schlendert, wird das leicht erkennen. Restaurieren heißt hier: Es wird alles so wieder hergestellt, wie es einst aussah, egal mit welchen Mitteln, gegebenenfalls auch mit Beton und Papp- maschee. Und wenn nichts mehr vorhanden ist oder etwas fehlt, was früher gar nicht so existierte, wird es im alten Stil dazuerfunden. Notfalls wird eben auch die dem Erdboden gleich gemachte Kathedrale in Beton wieder neu errichtet und im alten Stil verputzt. „Geil ist, was alt aussieht“, scheint hier das Motto einer Gesellschaft zu sein, die in der Unübersichtlichkeit des Neuen Vergewisserung im Alten sucht. Auch manches Gemeindeglied in Odessa träumt noch heute so vom Wiederaufbau seiner Kirche. Für die Bayern ein unvorstellbarer Gedanke!

Darum begann schon früh in der DELKU und in München das eigene Nachdenken über eine Lösung. 1994 legte der Münchner Architekt Dipl.- Ing. Alexander Oppermann Vorüberlegungen für den Wiederaufbau der St.- Pauls-Kirche vor. Er erinnerte an die durchaus gelungenen Rekonstruktionen zu großer Kirchenräume in der ehemaligen DDR, aber auch an den Umbau der Nürnberger Gustav-Adolf-Kirche. Sein Vorschlag zielte auf eine Zweiteilung im Inneren des Gotteshauses. In der Apsis und im kleineren, vorderen Teil der Kirche wollte er den Gottesdienstraum einrichten und in den großen, hinteren Teil der Kirche mehrere Stockwerke mit Büros, Sälen und sogar Wohnungen einziehen. Dabei ging er noch von der Wiederher- stellung der Kirche ausschließlich in der Nutzung durch Gemeinde und DELKU aus, auch wenn er die Vermietung einzelner Räume nicht aus- schloss.

Immerhin gelang es, das Amt für Denkmalschutz im Bezirk Odessa für diese Idee einer Rekonstruktion des Kircheninneren zu erwärmen. Diese Behörde unter der Leitung einer energischen und engagierten Dame fühlte sich zu Recht in erster Linie für dieses große Projekt im Gebiet von Odessa zuständig und ließ das Kiewer Institut zunächst einmal links liegen. Der offizielle Restaurierungsauftrag vom November 1996 spricht von einer „teil- weisen Anpassung an die Sonderforderungen der Kirche“ und erläutert dies dann so: „Im Hinblick auf die komplexe Zerstörung der ursprünglichen Innenkonstruktion und der dekorativen Ausstattung kann das Gebäude zum Teil – und zwar bis zu 50 Prozent – anders genutzt und darin ein Kultur- zentrum der deutschen Gemeinde mit der Kirchenverwaltung untergebracht

werden.“ Außerdem bestätigt das Dokument, dass das Gebäude „akut ein-sturzgefährdet“ sei, sich also – wie es nun bald im odessitischen Sprachgebrauch hieß – in einem gefährlichen „Havariezustand“ befand. Damit war der Weg für weitere Planungen gewiesen.

Das Hauptproblem blieb freilich weiterhin die Frage der Finanzierung. Nach dem Motto „Was einer allein nicht schafft, ist vielen gemeinsam möglich!“ machten sich DELKU und bayerische Landeskirche daher auf die Suche nach potentiellen und kooperationswilligen Partnern. Und vor Ort wurde man auch rasch fündig.

Das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familien und Frauen hatte im Jahr 1992 zusammen mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern das *Bayerische Haus Odessa* (BHO) ins Leben gerufen. Seine inzwischen in der ganzen Region expandierende kulturelle, wirtschaftliche und soziale Tätigkeit steht unter dem Leitgedanken „Hilfe zur Selbsthilfe“. Das BHO bietet Sprachkurse an und unterhält einen deutschen Lesesaal. In einer Abteilung bietet es Aus- und Fortbildungskurse für ukrainische Führungskräfte der Wirtschaft an und vermittelt Geschäftskontakte zwischen deutschen und ukrainischen Unternehmern. Zu seinen sozialen Aktivitäten zählen ein Kindergarten und eine Sozialstation, die gemeinsam mit der DELKU betrieben wird. Zusammen mit der Stadtverwaltung und dem *Lutherischen Weltbund* führt das BHO seit Jahren Anti-AIDS-Kampagnen in der Region durch. Im kulturellen Bereich liegt der Schwerpunkt bei der Orchester- und Chormusik; der auch in Deutschland bekannte Chor des BHO ist in seinem Kern der Chor der lutherischen Gemeinde.

Diese weit gefächerte Tätigkeit des BHO ist in der Stadt auf mehrere Räumlichkeiten verteilt, was allerdings der weiter expandierenden Tendenz enge Grenzen setzt. Angesichts der schon immer praktizierten Zusammenarbeit zwischen BHO und DELKU drängte sich daher die Idee einer Kooperation beim Wiederaufbau der Kirchenruine geradezu auf. Es war vor allem der BHO-Beauftragte des Bayerischen Sozialministeriums, Karl Walter, der mit der zielorientierten Energie eines ehemaligen Bundeswehroffiziers diese Idee ausarbeitete und für ihre Realisierung unermüdlich warb.

Als ein weiterer Ansprechpartner bot sich in Odessa natürlich die Organisation der *Wiedergeburt* an, die – immer eng mit der Gemeinde verflochten – bereits jetzt Räume im Kirchenzentrum nutzt. Und schließlich residieren in Odessa auch die *Gesellschaft für Entwicklung* (GfE) und die *Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit* (GTZ), Institutionen der Deutschen Bundesregierung zur Koordinierung der Fördermaßnahmen für die deutsche Minderheit im Ausland, dem Bundesinnenministerium (BMI) nachgeordnet. Nach anfänglichem Zögern zeigte auch die GfE/GTZ Bereitschaft, sich an

den in die Zukunft weisenden Gedanken zu Wiederaufbau und Nutzung von St. Paul zu beteiligen. Eine entscheidende Rolle spielte in dieser Anfangsphase noch der langjährige Aussiedlerbeauftragte der Bundesregierung, Horst Waffenschmidt. So traten um das Jahr 2000 die Überlegungen einerseits zum Konzept und andererseits zur Finanzierung in ein neues Stadium. Erste Gedankenspiele verdichteten sich zu einem Konzept.

### **Das Konzept eines kombinierten deutschen Zentrums für Odessa**

Um für weitergehende Planungen eine solide Grundlage zu besitzen, beauftragte die bayerische Landeskirche Anfang 2001 die renommierte „Fichtner Bauconsulting GmbH“ in Stuttgart mit der Ausarbeitung einer Machbarkeitsstudie. Die Firma verfügte über langjährige Erfahrungen in der Prüfung und Planung von Projekten der Bundesregierung in zahlreichen Ländern der Welt. Nicht zuletzt deshalb war das BMI bereit, die Kosten für diese Studie zu tragen. Im Juni 2002 legte die Firma Fichtner nach gründlichen Untersuchungen diese umfangreiche Machbarkeitsstudie vor. Die unabhängige Firma vertrat darin die These – um das Ergebnis in einem Satz zusammenzufassen –, dass der Wiederaufbau der Kirchenruine als kombiniertes Begegnungs-, Kultur-, Wirtschafts- und Kirchenzentrum eine einmalige historische Chance darstelle, die finanzierbar sei und in die Zukunft weise.

Im Einzelnen untersuchte die Studie die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Stadt und Region Odessa. Dabei prognostizierte sie der Schwarzmeermetropole eine große Zukunft als zukünftigem Brückenkopf zwischen Ost und West: „Aufgrund der EU-Erweiterung und der Wende im Land dürfte die politische und wirtschaftliche Entwicklung für Deutschland in Zukunft eher noch an Bedeutung gewinnen.“

Sodann stellte die Studie die deutsche Präsenz im alten Odessa und in der Gegenwart dar. Dabei wurde erkennbar, dass heute – im Gegensatz zu früher – die deutschen Aktivitäten in den Bereichen Kultur, Bildung, Begegnung, Religion und Wirtschaft über die ganze Stadt verstreut liegen. Genaue Untersuchungen vor Ort zeigten eindrücklich, dass ihre Konzentration an einem Ort – bei weiter bestehender Selbständigkeit der Träger – große Vorteile mit sich bringen würde: „Diese lägen in der variablen Nutzungsmöglichkeit eines Teiles der Räume und in erheblichen Synergieeffekten sowie geringeren Investitions- und Folgekosten für alle beteiligten Partner“.

Die Machbarkeitsstudie prüfte sodann verschiedene Lösungsansätze und Standorte für die Realisierung eines solchen kombinierten Begegnungs-,

Kultur-, Wirtschafts- und Kirchenzentrums in Odessa. Angesichts der deutschen Geschichte in der Stadt kam sie zu dem eindeutigen Ergebnis, dass nur der traditionelle *deutsche Hügel*, an dem sich im 19. Jahrhundert um die Kirche herum das deutsche Kultur- und Sozialleben konzentriert hatte und der auch heute noch im Zentrum der Stadt liegt, dafür in Frage käme: „Damit würde das an dieser historischen Stelle einst so eindrucksvoll verwirklichte Modell deutscher Präsenz in zeitgemäßer Form neu erstehen.“ Konkret schlug Fichtner vor: Wiederaufbau von Hauptturm und Mittelschiff als Kirchen- und Konzertsaal, kombiniert mit dem Abriss der havariegefährdeten Apsis und an deren Stelle ein Neubau als moderner Bürotrakt mit gesonderten Zugängen.

In einem umfangreichen letzten Teil legte die Firma Fichtner schließlich Vorschläge für die Raumplanung, eine Kostenanalyse und Ansätze für einen ersten Finanzierungsplan vor. Sie arbeitete auch Empfehlungen für die Bau-trägerschaft und die spätere Betriebsträgerschaft eines solchen „Deutschen Zentrums St. Paul“ aus und legte sogar eine vorläufige Betriebskostenanalyse vor, aus der hervorging, dass sich das Zentrum nach einer Anlaufphase durchaus auch „rechnen“, also selber tragen würde.

Da die Machbarkeitsstudie von 2002 im Rückblick als der Durchbruch in einer sehr komplexen Diskussionslage erscheint, sei hier noch einmal die Kernthese zitiert: „Ein solches Zentrum hätte eine vielfache Funktion: Es dient unmittelbar der deutschen Minderheit und hilft ihr bei der Wiederentdeckung der ethnischen Wurzeln. Es verortet die deutsche Tradition und Präsenz in der von Beginn an multinationalen, multikulturellen und multireligiösen Stadt Odessa an einem zentralen Ort. Es dient mit seinen Fortbildungs- und Begegnungsmöglichkeiten der aus politischer Sicht wünschenswerten Vertiefung der deutsch-ukrainischen Beziehungen. Damit ist es ein Beitrag zur langfristig angestrebten Integration der Ukraine in das neue Europa. Und schließlich fördert es auch die aus kirchlicher Sicht erstrebenswerte ökumenische Verständigung zwischen Protestantismus und Orthodoxie.“

Die folgenden zwei Jahre zeigten, dass sich kaum jemand der hier aufgezeigten Vision zu entziehen vermochte. Auch die Schlüssigkeit der mit Zahlenmaterial untermauerten Darstellung und die hier aufgezeigten Perspektiven für alle potentiellen Partner taten ihre Wirkung. Als Erster machte sich der Aussiedlerbeauftragte der Bundesregierung, Horst Waffenschmidt, bei einem Odessabesuch dieses Konzept zu eigen, und seine Nachfolger verfolgten diese Linie weiter. Von den vier deutschen Botschaftern – Dr. Alexander Arnot, Dr. Eberhard Heyken, Dietmar Stüdemann und Reinhard Schäfers – gab es nicht einen, der sich nicht gegenüber den ukraini-

schen Ministerien und gegenüber dem Auswärtigen Amt permanent für das Projekt eingesetzt hätte.

Das Auswärtige Amt stellte im September 2003 fest, das geplante Zentrum besäße „das Potential, zu einem sichtbaren Kristallisationspunkt vielfältiger deutscher Aktivitäten in der Region zu werden“, und seine Realisierung sei sehr zu begrüßen. Das Bayerische Sozialministerium fasste zur selben Zeit den Grundsatzbeschluss, dass das BHO als von ihm gegründete und geförderte Einrichtung im „Deutschen Zentrum St. Paul“ aufgehen und der vorhandene Immobilienbesitz zur Finanzierung seines Anteils eingesetzt werden solle. Vor allem auch das BMI machte in immer neuen Gesprächsrunden in Bonn und Berlin deutlich, wie sehr ihm daran lag, durch Mitwirkung an diesem Projekt die Begegnungsarbeit der deutschen Minderheit zu stabilisieren und die Förderpolitik der Bundesregierung in der Ukraine langfristig abzusichern.

Dabei liegt dem gemeinsam entwickelten Konzept eine dezidierte evangelische Idee zu Grunde. Im Protestantismus waren Glaube und Kultur, wirtschaftliche Aktivität und Bildung immer aufs Engste miteinander verbunden. Es sei nur an die Folgen der Luther'schen Reformation für das Schulwesen und die Kultur erinnert. Oder an die durch den Calvinismus beförderten ökonomischen Aufbrüche in zahlreichen westlichen Ländern. Und an die diakonischen Initiativen im Deutschland des 19. Jahrhunderts mit ihren Auswirkungen auf den modernen Sozialstaat. Früher verwirklichte sich diese Einheit weithin unter dem Dach der Kirche. Das Konzept in Odessa ist anders. Es sieht die verbindliche Kooperation selbständiger Partner vor. Diese werden im Bewusstsein einer „Einheit höherer Ordnung“ (Karl Walter) gemeinsam tätig zum Nutzen aller Beteiligten und zum Segen für das Gemeinwohl – jeder auf seine spezifische Weise, aber jeder auch am Erfolg des Partners interessiert.

Dieses Modell einer Kooperation von Kirche, Kultur, Bildung und Wirtschaft ist der Orthodoxie fremd und in der Ukraine etwas Neues. Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass es auch im Umfeld der potentiellen Partner hier und da zunächst befremdlich wirkte. So gab es im Bereich der Wirtschaft durchaus einzelne Stimmen, die sich eine Zusammenarbeit ausgerechnet mit der evangelischen Kirche („Ist die nicht unternehmerfeindlich?“) schwer vorstellen konnten. Und in den beteiligten deutschen Behörden gab es auf Arbeitsebene durchaus einzelne Mitarbeiter, die den hehren Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche gefährdet sahen bzw. ihn aufgrund ihrer DDR-Vergangenheit zu tief verinnerlicht hatten. Vor allem in der DELKU selber rief aber das geplante Zusammengehen der Kirche mit „weltlichen“ Institutionen einige geistliche Beunruhigung hervor. Wenn da

wirklich Räume an Firmen vergeben werden sollten – wer würde dann alles unter das Dach der Kirche einziehen, mit wem werde man sich da möglicherweise in Zukunft als Gemeinde Jesu arrangieren müssen? Viele Begegnungen, geduldige Gespräche und Aufklärungsarbeit im besten Sinn des Wortes waren erforderlich, um das Vertrauen zu schaffen, das die Voraussetzung dafür ist, ein so großes Projekt gemeinsam zu schultern.

Im Jahr 2004 zeichnete sich eine grundsätzliche Zustimmung zu dem Konzept ab: bei den Behörden der Stadt Odessa und des Denkmalschutzes, im BHO, im Bayerischen Sozialministerium, beim BMI und dem Aussiedlerbeauftragten der Bundesregierung, bei der Deutschen Botschaft in Kiew und im Auswärtigen Amt sowie in der Kirchenleitung der DELKU, bei der bayerischen Landeskirche und in der EKD. Dabei verdient festgehalten zu werden, dass sich in diesem langen Klärungsprozess letztlich alle kirchlichen Entscheidungsgremien und mit den Spitzenpolitikern in den betroffenen Ministerien auch führende Politiker in Bund und Land zu diesem in die Zukunft weisenden Projekt eines Miteinanders von Staat, Bürgergesellschaft und Kirche bekannten.

### **Zu Planung, Finanzierung und Betrieb des „Deutschen Zentrums St. Paul“**

Nach diesem Durchbruch beauftragten DELKU und bayerische Landeskirche 2004 die Firma „Ecostroy“ in Odessa mit der Ausarbeitung der Projektskizze – des Vorentwurfs – und übertrugen ihr die gesamte Planung. Diese Firma wird von dem Ingenieur und Hochschulprofessor Wladimir Gennadiewitsch Suchanow geleitet, der über gute Verbindungen zu allen einschlägigen Behörden verfügt und bereits mit zahlreichen Projekten in Odessa höchste Anerkennung gefunden hat. Es erschien den Bauträgern nicht ratsam, in Odessa mit einem ortsfremden Planungsbüro aufzukreuzen. Auch die Beauftragung des Kiewer Restaurationsinstitutes legte sich – angesichts der delikaten Beziehungen zwischen der Landeshauptstadt und dem selbstbewussten Odessa – nicht nahe. Als Architekt wurde mit Alexander Golowanow ebenfalls ein Odessit gewonnen.

Demgegenüber wurde der Vertrag für das Baumanagement mit der deutschen, aber seit vielen Jahren erfolgreich in der Ukraine operierenden Firma „o.l.t. consulting GmbH“ abgeschlossen. Verantwortlich für das Projekt ist Dipl.-Ing. Torsten Oswald. Er hat bereits die Rekonstruktion der Kiewer St.-Katharinen-Kirche geleitet, die im Jahr 2000 eingeweiht wurde. Für die

DELKU ist seit 2005 Bischof Georg Güntsch in alle Entscheidungsprozesse einbezogen. Das Bayerische Sozialministerium hat seinen BHO-Beauftragten Karl Walter in den Planungsstab entsandt. Die Verantwortung in der bayerischen Landeskirche schließlich liegt in den Händen von Oberkirchenrat Michael Martin, dem Leiter der Ökumeneabteilung, und seinen Mitarbeitern sowie dem Autor dieses Artikels, den der Landeskirchenrat in München als Projektleiter bestellt hat.

Die von „Ecostroy“ vorgelegte Projektskizze fand bei den diversen zuständigen Behörden in Odessa und Kiew im Laufe des Jahres 2005 Zustimmung. Von weit reichender Bedeutung erwies sich dabei eine Protokollnotiz vom 10. Februar 2005, in der es heißt: „Der Entwurf sieht vor, dass an der Stelle des Fragments der Kirche, das sich im Havariezustand befindet und nicht wieder aufgebaut werden kann – der Apsis –, ein moderner Bau errichtet wird, wo das Nationale Deutsche Kultur- und Religionszentrum untergebracht wird. Dieser Anbau ist als Fortsetzung des Hauptgebäudes (der Kirche) gedacht, wobei die alten Stilmotive der Kirche mit dem neuen Klang am Neubau verknüpft werden.“ Das ist zwar etwas umständlich formuliert, besagt aber klar: Die Apsis muss und darf abgerissen werden. An ihrer Stelle entsteht ein moderner Bürotrakt mit einem Kulturzentrum, das nicht Kirche ist. Und gegen eine Verbindung von Alt und Neu in der Außenansicht des Gesamtgebäudes bestehen keine Einwände.

Auf der Basis der Projektskizze legten Architekt und Planungsbüro 2006 erste detaillierte Pläne für den Wiederaufbau der Kirche als kombiniertes Begegnungs- und Kirchenzentrum vor. Dieses weist in seiner Gesamtstruktur eine auch von außen klar erkennbare Zweiteilung auf.

Nur der vordere Teil des alten Kirchenschiffes wird als verkleinerter, saalartiger Gottesdienstraum und Konzertsaal hergerichtet. Er wird als heller, farblich gestalteter Raum neu erstehen, zwar mit umlaufender Empore, aber mit keiner Reminiszenz an die dunkle Neugotik vergangener Tage. Er bietet für etwa 500 Personen Platz. Die Gemeinde wünscht sich eine traditionelle Innengestaltung mit Mittelgang, gerichteten Bankreihen und einem erhöhten Altar sowie künstlerische Akzente, die freilich von ihr – und auch im orthodoxen Umfeld – akzeptiert werden können. Auch die der Gemeinde vor einigen Jahren geschenkte alte Ikone der Gottesmutter mit dem Christuskind soll in der neuen lutherischen Kirche in einer Gebetsnische einen würdigen Platz finden – ein Wunsch, der hier, wo sich Orthodoxie und Luthertum begegnen, verständlich ist. Und natürlich wünscht sich die Gemeinde erneut eine Orgel. Die könnte in der Musikstadt Odessa, wo es keine einzige öffentlich zugängliche Orgel gibt, tatsächlich eine große Chance für die Akzeptanz von St. Paul im Kulturleben der Stadt sein. Immerhin

gelten Choralgesang und Kirchenmusik auch in Südosteuropa als das Markenzeichen des Luthertums. Das sind freilich noch Träume.

Der Neubau umfasst auf zwei Etagen mit ausgebautem Souterrain und einer Dachterrasse eine Fläche von insgesamt rund 2400 m<sup>2</sup>. Hier im rechten Gebäudeteil werden das BHO, die GfE/GTZ und die *Wiedergeburt* einziehen. Weitere Räume im linken Gebäudeteil sind für Vermietung vorgesehen. Denn Odessa boomt. Zahlreiche deutsche Unternehmen testen zurzeit die Chancen in der Schwarzmeermetropole, gründen Niederlassungen und suchen Räume. Der Bedarf an zentral gelegener Bürofläche in guter Lage und „sauberem“ Umfeld ist groß. Und die Mieten steigen. Von den Mieteinnahmen sollen zunächst der Kredit getilgt und dann Bewirtschaftung und Unterhalt der Gesamtanlage bestritten werden.

Die von „Ecostroy“ vorgelegten Pläne riefen noch einmal eine Diskussion mit den kirchlichen Bauträgern und dem BHO als Hauptnutzer des Neubaus hervor. So hatte das odessitische Planungsbüro zunächst der Versuchung nicht widerstanden, doch die Außenfassade des Neubaus im neogotischen Schnick-Schnack mit Bögen, Gesimsen und Kapitellen der alten Kirchenfassade anzupassen – sicher im vorauseilenden Gehorsam gegenüber der obersten Denkmalschutzbehörde, die im Kiewer Kulturministerium angesiedelt ist. Doch dem Einspruch der vereinigten deutschen Investoren gelang es, eine moderne, sachliche Fassade für den Neubau durchzusetzen. Für die Deutschen – ob kirchlich oder weltlich – war das eine Grundsatzfrage nicht nur der Architektur, sondern des Miteinanders von Kirche und Welt an dieser Stelle: Die „Welt“ sollte hier nicht unter das Dach der „Kirche“ ziehen, ihre Eigenständigkeit auch in der Architektur zum Ausdruck kommen.

Im Mai 2007 wurden die überarbeiteten Pläne der obersten Entscheidungskommission vorgelegt, zu der das Bauministerium und das Kulturministerium nach Kiew eingeladen hatten. Die Präsentation der Firma „Ecostroy“ ging glatt über die Bühne. Es könne auf dieser Basis weitergearbeitet werden, lautete der Beschluss. Aufregung gab es im Vorfeld nur wegen der inzwischen längst abgerissenen Apsis. In einer für die Ukraine typischen Weise versuchten einige, dem Planungsbüro und der Kirche hieraus jetzt einen Strick zu drehen – war der Abbruch überhaupt richtig genehmigt gewesen? Am Horizont tauchten für einen Moment die irre Vorstellung eines angeordneten Wiederaufbaus bzw. einer mehrjährigen Haft wegen Beschädigung eines nationalen Denkmals auf. Doch plötzlich wurde ein Dokument mit vier gewichtigen Unterschriften hervorgezogen, das die Apsis endgültig als havariegefährdet einstufte und den Abriss vorschlug. Für den angereisten DELKU-Bischof, den Kulturattaché der Deutschen Botschaft und den Oberkirchenrat aus München zählte an jenem heißen Maitag in

Kiew freilich nur das Ergebnis – die oberste politische Genehmigung des Projekts in der vorgelegten Form.

Und wie steht es nun mit dessen Finanzierung? Die Machbarkeitsstudie war 2002 noch von einer Kostenschätzung in der Gesamthöhe von 3,5 Mio. Euro ausgegangen. Die Firma „Ecostroy“ legte 2004 eine allerdings sehr vage Schätzung von 4,5 Mio. Euro vor. Die Überprüfung durch das Baumanagement ergab dann – unter Berücksichtigung des zwischenzeitlich geänderten Wechselkurses, der allgemeinen Kostensteigerungen und präziserer Einsichten in den Bauzustand der Kirchenruine – eine einigermaßen realistische Kostenschätzung in Höhe von 5,4 Mio. Euro. Dieser Betrag wurde den Verhandlungen über die Kostenaufteilung zugrunde gelegt, die parallel zu den Planungen zwischen den Partnern zu führen waren und im Herbst 2007 positiv abgeschlossen werden konnten.

Die Gesamtkosten verteilen sich etwa zur Hälfte auf die Restaurierung der Kirche und zur anderen Hälfte auf den Neubau, wobei es auch von allen gemeinsam zu schulternde Ausgaben gibt. Dabei war von Anfang an klar, dass sich die öffentliche Hand nicht an den Kosten für die Wiederherstellung der Kirche beteiligen kann. Dieser Betrag von etwa 2,7 Mio. Euro muss von der DELKU bzw. praktisch von ihrer bayerischen Partnerkirche allein aufgebracht werden. Der Ökumene- und Finanzabteilung in München war das schon in einem sehr frühen Stadium der Planungen bewusst. Sie hatten daher bereits im Jahr 2000 der Landessynode vorgeschlagen, aus unerwarteten Mehreinnahmen auch eine Rücklage für das Projekt Odessa zu bilden. Dieser Synodenbeschluss ist bis heute die Grundlage des finanziellen Engagements der bayerischen Landeskirche im Projekt St. Paul. Alle darüber hinausgehenden Mittel muss die Ökumeneabteilung während der Bauzeit in ihrem Budget sowie durch Kollekten und Spendenaktionen – wie etwa die Sammlung „Fastenopfer“ – aufbringen.

Relativ früh entschieden auch der Aufsichtsrat des BHO und das Bayerische Sozialministerium, sämtliche BHO-Immobilien in Odessa zu veräußern und den Erlös in den Neubau des „Deutschen Zentrums St. Paul“ zu investieren. Veranschlagt ist hierfür – auf der Grundlage der gegenwärtigen Situation auf dem Immobilienmarkt in Odessa – ein Betrag von 1,4 Mio. Euro, wobei auch das Bayerische Sozialministerium einen Zuschuss bis zu 300 000 Euro in Aussicht gestellt hat. Auch die bayerische Landeskirche wird sich mit einem Betrag an der Finanzierung des Neubaus beteiligen. Zuletzt hat im Herbst 2007 das BMI die Förderung des Neubaus mit 530 000 Euro zugesagt. Der Rest der Gesamtsumme soll durch einen Kredit der bayerischen Landeskirche aufgebracht werden, der durch Mieteinnahmen der ersten Jahre getilgt wird: „Was einer allein nicht schafft, ist vielen gemeinsam möglich.“

Im Kosten- und Finanzierungsplan nicht enthalten sind die Ausgaben für die Inneneinrichtung des Gottesdienstraumes und seine künstlerische Ausgestaltung. Im Allgemeinen ist das die Aufgabe der Gemeinde. DELKU und Gemeinde haben daher erneut einen „Fonds für den Wiederaufbau von St. Paul“ ins Leben gerufen, der in Odessa Sponsoren sucht und Spenden einwirbt. Darüber hinaus hat sich Bischof Güntsch in der lutherischen Weltfamilie und bei den deutschen Diasporawerken um Unterstützung bemüht. Inzwischen haben das *Gustav-Adolf-Werk*, der *Martin-Luther-Bund* und das *Deutsche Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes* zugesagt, der Gemeinde bei der Ausgestaltung ihrer Kirche finanziell unter die Arme zu greifen. So ist etwa im *Martin-Luther-Bund* die *Diasporagabe* in diesem Jahr – 2008 – für St. Paul bestimmt. Auch das Auswärtige Amt ist bereit, aus dem Topf für auswärtige Kulturpolitik unter dem Stichwort „Kunst im öffentlichen Raum“ einen Zuschuss zur künstlerischen Gestaltung des Kirchen- und Konzertsaaes zu gewähren.

Schließlich wurden auch die Vorüberlegungen der Machbarkeitsstudie von 2002 zur Betriebsstruktur des neuen Zentrums weitergeführt. Allen Beteiligten war rasch klar geworden, dass hier sorgfältige Planungen notwendig sein würden, die auch die ganz anders gelagerten juristischen Gegebenheiten und Möglichkeiten in der Ukraine zu berücksichtigen hätten. So ist es – um nur ein Beispiel zu nennen – der DELKU als einer Religionsgesellschaft bzw. Wohltätigkeitsorganisation nach ukrainischem Gesetz verboten, gewerblich tätig zu sein und etwa Räume im „Deutschen Zentrum St. Paul“ zu vermieten. Darum ist jetzt die Gründung einer GmbH nach ukrainischem Recht geplant. In ihr wirken die DELKU, das BHO und als dritter Partner die bayerische Landeskirche als Hauptinvestor zusammen bei der Bewirtschaftung des neuen Zentrums. Die GmbH soll Räume vermieten, um Geld zu erwirtschaften, die Gemeinschaftsaufgaben im Zentrum wahrzunehmen und vor allem für ein reibungsloses Miteinander der Partner hier auf dem „deutschen Hügel“ Sorge zu tragen. Mit der Ausarbeitung der Betriebsstruktur und der Klärung der juristischen Fragen wurde die international renommierte Kanzlei „Deloitte & Touche“ beauftragt, die auch über ein Büro in Kiew verfügt. Man ist aus Schaden klug geworden!

## **Das Wunder von St. Paul**

Am 4. Oktober 2005 war es so weit. An diesem sonnigen Herbsttag wurde hinter dem hohen Bauzaun die Baustelle St. Paul offiziell eröffnet. Dazu

hatten sich zahlreiche Repräsentanten des öffentlichen Lebens, die Vertreter der befreundeten christlichen Kirchen, die ganze Gemeinde und viele neugierige Odessiten vor dem Hauptportal der Kirchenruine versammelt. Aus München waren Landesbischof Dr. Johannes Friedrich und aus Kiew der Botschafter angereist. Es wurde gesungen und gebetet und der Segen Gottes über allen am Bau Beteiligten ausgerufen. Odessas Presse jubelte.

Doch *de facto* begannen mit der Baustelleneröffnung erst die Vorarbeiten. Vor Ort verstand man darunter die „Beseitigung der Havarieschäden“ – eine Formulierung, die nun allerdings sehr weit gefasst werden durfte. So konnte man die absturzgefährdete Apsis beseitigen, im Inneren der Ruine die alten Stahlkonstruktionen abmontieren und vor allem die Ruine innen und außen an den umlaufenden Mauern aufgraben, um die Fundamente zu stabilisieren. Die Bodenbeschaffenheit und die Bauschäden der letzten Jahrzehnte hatten diese sehr aufwändige Maßnahme notwendig gemacht. Da auch der Hauptturm gefährdet erschien, konnte hier mit dem Einbau der Treppe begonnen werden. Um die Umfassungsmauern vor weiteren Schäden zu bewahren, wurde die Beseitigung der teilweise armdicken Risse in Angriff genommen und die Außenmauern durch einen oben aufgelegten, umlaufenden Stahlbetonring gesichert. Und im Inneren durfte mit der Errichtung neuer Stahlkonstruktionen für Empore und Dachstuhl begonnen werden. Denn all dies diente nach der Verständigung, die man vor Ort gefunden hatte, der Sicherung der Ruine.

Parallel dazu laufen nun seit zwei Jahren die Arbeitsplanungen für den Neubau. Hier sind noch manche Fragen zu klären. Konkret geht es dabei etwa um die an der Schwarzmeerküste heikle Frage der Klimatisierung und die Definition des Begriffes „Eurostandard“ bei der technischen Ausstattung des Neubaus. Aber auch die Durchsetzung deutscher Sicherheitsstandards und deutscher Vorschriften für behindertengerechte Lösungen sind gegenüber der ukrainischen Planung mit Nachdruck zu betreiben. Auch ist zu klären, wie der Strombedarf angesichts der maroden und überfeuerten Stromversorgung der Stadt gesichert werden kann.

Insgesamt haben sich Planungsbüro und Baumanagement in dieser Zeit um 26 Einzelgenehmigungen bei diversen Behörden der Stadt bemüht. Planung, Genehmigung und Durchführung derartiger Großprojekte sind gewiss auch in Deutschland mit immer neuen Überraschungen im Geflecht der Bürokratie verbunden. Sie erfordern überall auf der Welt Verhandlungsgeschick und eine gehörige Portion Geduld. Die Situation in der Ukraine ist freilich um ein Vielfaches komplizierter und für Deutsche nicht selten undurchschaubar. Zur unterschiedlichen Gesetzeslage und den Unterschieden in der Handhabung von Verordnungen und Vorschriften kommen Unter-

schiede in der Mentalität, in der Art, wie Planungs- und Arbeitsabläufe organisiert werden und Entscheidungsprozesse ablaufen. Immer wieder tauchen auch neue Personen auf, die sich in ihren Interessen berührt sehen und in irgendeiner Weise eingebunden werden müssen. Da kann es dann schon mal bei Arbeitsabläufen auf der Baustelle zu Erpressungsversuchen, ja sogar zu gerichtlichen Klagen und lautstarken Angriffen in der Presse kommen. Beziehungen spielen eine Rolle und manches mehr ...

Inzwischen läuft die Restaurierung des alten Teils der Kirche weiter. Das Dach wurde eingedeckt, und die Schäden an der Fassade werden beseitigt. Auch für den Neubau wurden die Stützpfähle 16 Meter tief in den Boden gerammt und das Kellergeschoss ausgehoben. Die DELKU und ihr bayerischer Partner rechnen damit, dass sich die endgültige Fertigstellung des gesamten Zentrums noch bis in das Jahr 2009 hinziehen wird.

Dass aber nun nach mehr als 15 Jahren das Wiedererstehen der alten lutherischen St.-Pauls-Kirche in Odessa in greifbare Nähe gerückt ist, darf als Wunder gelten. Oberkirchenrat Michael Martin wirbt in seiner bayerischen Landeskirche unermüdlich für das große Projekt mit der Parole „Unmögliches ist dem Glauben möglich!“ In seinem Aufruf zur weiteren Unterstützung würdigt er das „Deutsche Zentrum St. Paul“ als deutsch-ukrainisches Begegnungszentrum auf dem Weg in das neue Europa als Kristallisationspunkt für das neu erwachte lutherische Leben in der Südukraine und als ein „Symbol des Glaubens in einer postchristlichen Gesellschaft“.

Etwas einfacher, aber nicht weniger überzeugend sieht man das im Schatten von St. Paul. Im vergangenen Sommer entdeckten die Bauarbeiter zwei Meter tief im Boden unter dem Hauptturm eine kleine Pappikone. Fest verzurrt in Packpapier zeigt sie das Angesicht des Erlösers, ein „Mandylion“ also, wie es die Orthodoxie kennt, in der westlichen Tradition bekannt als das Christusangesicht auf dem Schweiß Tuch der Veronika. Ein Gebet auf der Rückseite in kirchenslawischer Sprache verrät, dass die Ikone vor der Revolution auf dem Berg Athos gesegnet wurde. Wann wurde sie im Boden unter der Kirche eingegraben, von wem und mit welchen Gedanken im Herzen? Niemand weiß darauf eine Antwort. Doch das interessiert auch eigentlich hier in der Gemeinde niemanden. Jurij Petrowitsch Schäfer, der die kleine Ikone für die Einweihung von St. Paul in seinem Büro wie seinen Augapfel hütet, sagt: „Das ist ein Wunder. Der Erlöser selber hat unsere *Kircha* in allen Stürmen des letzten Jahrhunderts bewahrt, damit wir sie jetzt wieder aufbauen.“